

Der Begriff der Heimat und seine Bedeutung in der Umweltethik

Markus Huppenbauer^a

^a Titularprofessor für das Gebiet der Ethik an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich und Geschäftsleiter des Universitären Forschungsschwerpunktes Ethik am Ethik-Zentrum der Universität Zürich

Der Begriff der Heimat gilt in vielen Kreisen als obsolet. Sowohl die relevanten Herausforderungen unserer Zeit (bspw. der Klimawandel) wie auch die grossen Chancen (bspw. die globalen Handelsbeziehungen) zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sie nationale Beziehungen und Kontexte übersteigen. Wer von Heimat spricht, ist bestenfalls altmodisch-konservativ, schlimmstenfalls reaktionär. Ich werde im Folgenden thesenartig den Standpunkt vertreten, dass der Begriff der Heimat eine wichtige, wenngleich noch wenig beachtete Funktion in umweltethischen Diskursen hat. Zwei sehr unterschiedliche Fallbeispiele, die Schweizer Ecopop-Initiative und die Thematik der invasiven Arten, sollen diese These plausibel machen.

Mein erstes Beispiel: Die Schweizer Stimmbürger haben am 30.11.2014 die Ecopop-Initiative wuchtig verworfen. Diese hatte zum Ziel, die Bevölkerungszunahme in der Schweiz massiv zu reduzieren. Im Vorfeld der Abstimmung wurden insbesondere die Frage der Fremdenfeindlichkeit der Initiative sowie die ökologischen Argumente der Initianten kritisch diskutiert. Ein Aspekt fand allerdings nur wenig Beachtung.

Eine genaue Lektüre der einschlägigen Websites ergibt, wie ich glaube, einen interessanten Befund: Die Initianten selbst sprachen zwar vom Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen und der Artenvielfalt. Das sind altbekannte umweltethische Forderungen, die in der Schweizer Verfassung und in der Schweizer Politik gut verankert sind. Konkret wurde dann insbesondere die Zersiedelung der Schweiz sowie die Zunahme der Siedlungsflächen beklagt. So weit, so gut, analoge Klagen sind in den Umweltdiskursen altbekannt. Kritisiert wurde nun allerdings nicht primär, wie man das vielleicht erwartet hätte, der Verlust an unberührter Natur, sondern die Abnahme der Landwirtschaftsflächen aufgrund des Siedlungsdrucks durch die wachsende Bevölkerung.¹ Siedlungen wie Agglomerationen und Städte wurden also eher negativ konnotiert. Umgekehrt schienen landwirtschaftlich genutzte Gebiete im Weltbild der Initianten positiv bewertet zu sein. Dazu passt, dass auch die Rückeroberung bisher landwirtschaftlich genutzter Flächen durch Wälder in einigen Alprezonen der Schweiz eher negativ bewertet wurde.

Die Initianten haben damit signalisiert, dass sie eine landwirtschaftlich geprägte Schweiz bedroht sehen. Ihr Thema war also nicht so sehr der Schutz einer von Menschen unberührten Natur, sondern ein spezifisches, normatives Konzept der Schweiz. Zu diesem Konzept, das Teil einer politischen Identität werden kann, gehören unausgesprochen spezifische Bilder, Emotionen, Geschichten und Mythen. Man könnte es auch so formulieren: Der Initiative ging es in dieser Hinsicht nicht so sehr um Natur-, sondern um Heimatschutz. Das überrascht insofern, als die meisten Personen im Initiativkomitee nicht aus dem rechts-konservativen Lager stammten, bei dem man so etwas wie Heimatschutz am ehesten erwarten würde.

Dieser Aspekt der Initiative ist allerdings kaum öffentlich diskutiert worden. Und so wurde natürlich auch der mögliche Gehalt des Heimatbegriffs nicht, respektive nur unter dem Gesichtspunkt der Fremdenfeindlichkeit, diskutiert. Zum Begriff der Heimat gehören aber durchaus auch positive Konnotationen, wie etwa «vertraut sein mit», «in Beziehung stehen zu», «zu Hause sein» – alles für Menschen elementare Bedürfnisse. Aufgrund der sowohl von den wirtschaftlichen wie auch politischen Eliten zu Recht monierten ausländerfeindlichen Auswirkungen der Initiative wurden diese Aspekte des Heimatbegriffs in den Hintergrund gerückt.

Mein zweites Beispiel: Nachdem die Thematik in Fachzeitschriften schon lange intensiv diskutiert wird, findet das Problem der invasiven Arten auch in der Politik und in der Öffentlichkeit zunehmend Beachtung. Invasive Arten sind eine Teilmenge der sogenannten Neobiota, also von Lebewesen, die ab 1500 von Menschen von einem Kontinent auf einen anderen gebracht oder eingeschleppt wurden. Nur sehr wenige dieser Arten finden am neuen Ort so günstige Bedingungen vor, dass sie sich invasiv verhalten können. Zu den Folgen können je nach Art gesundheitliche Bedrohungen für Menschen, wirtschaftliche Schäden, Veränderungen von Ökosystemen (bspw. Veränderungen bezüglich der Artenzusammensetzung) oder die Verdrängung einheimischer Arten gehören. Da medizinische und ökonomische Argumente gegen invasive Arten kaum umstritten sind, werde ich im Folgenden nur die beiden letzten Aspekte thematisieren.

Viele nationale Naturschutzgesetzgebungen sehen die Bekämpfung invasiver Arten zugunsten der einheimi-

¹ Vgl. dazu <http://www.ecopop.ch/de/umwelt/umweltbelastung-schweiz/438-siedlungsflaeche> (besucht am 4.1.2015). Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf diese Website.

schen Arten vor. Zu beachten ist aus der Perspektive der Umweltethik, dass es in diesem Fall nicht um den allgemeinen moralischen Wert von Arten geht, sondern um den niedrigeren Wert bestimmter Arten in einem bestimmten territorialen Kontext («bei uns» z.B. in der Schweiz oder in Deutschland). Ich führe in aller Kürze Probleme einiger häufig verwendeter Argumente auf:

1. Die Definition der invasiven Arten als von Menschen (!) ausgesetzte oder eingeschleppte Arten operiert implizit mit einem fragwürdigen Naturbegriff. Es wird streng unterschieden zwischen einerseits natürlich (oder von Menschen unberührter, wilder Natur) sowie andererseits künstlich (oder von Menschen gemacht, beeinflusst oder gestaltet). Dieter Birnbacher (2006) hat schön gezeigt, dass diese Trennung nicht haltbar ist. Es gibt in Bezug auf sehr unterschiedliche Aspekte fließende Übergänge zwischen Natürlichem und von Menschen Gemachtem.
2. Wer mit der Ursprünglichkeit von Artenbeständen auf bestimmten Territorien argumentiert, hat das Problem, dass der Zeitpunkt, ab der Arten als Neobiota gelten (also 1500), bezogen auf die ja auch natürlicherweise vorkommenden Veränderungen von Artbeständen willkürlich ist.
3. Das Problem der invasiven Arten wird praktisch auf bestimmten nationalen Territorien angegangen. Dass Arten auf einem bestimmten Territorium gefährdet sind, impliziert aber nicht per se, dass diese an sich gefährdet sind. Diese Territorialität des Problems kann mit den klassischen Artenschutz-Argumentationen eigentlich nicht abgebildet werden, denn bei diesen spielen nationale Grenzen keine Rolle.
4. Die ins Spiel gebrachten Schutzargumente sind in der Regel holistisch. Sie argumentieren, dass für den Schutz von einheimischen Arten Individuen eingeschleppter Arten geopfert werden dürfen. Dieser Holismus wird einerseits von Tierethikern wie etwa Peter Singer (2011), andererseits aber auch von biozentrischen Umweltethikern wie etwa Paul Taylor (2011) kritisch beurteilt.

Um den mit diesen Argumenten verbundenen Schwierigkeiten auszuweichen, könnte ein anderer Typ der Argumentation eingesetzt werden. Menschen haben oft eine enge Beziehung zur partikulären, biologisch-geographischen Geschichte des Territoriums, auf dem sie leben. Auf derartigen Territorien findet sich ein spezifischer Mix von evolutiv, ohne Zutun des Menschen, wie auch durch die Mitwirkung des Menschen entstandener Landschaften, Organismen und Artenbeständen. Meine umweltethische These: Für Menschen kann dies als Heimat schützenswert sein. Relevant wäre in einem entsprechenden Argument die Vertrautheit beispielsweise mit dem Arteninventar eines bestimmten Territoriums, ein relational-narrativer Wert. Solche Werte haben in den umweltethischen Ansätzen, wie sie etwa von John O'Neill, Alan Holland und Andrew Light [4] vorgelegt wurden, eine wichtige Bedeutung.

Zur Debatte stehen so gesehen nicht so sehr Fragen nach dem inhärenten moralischen Wert vom Menschen unberührter Naturbestände (wie Arten und/oder Ökosysteme) und darauf basierenden umweltethischen Prinzipien. Die Frage ist vielmehr, welche Arten und Artenbestände Menschen (bspw. Schweizer/innen oder Deutsche) auf ihren Territorien haben wollen. Welche Veränderungen werden auf bestimmten Territorien zugelassen, welche nicht? Welche gebietsfremden Arten können oder sollen «eingebürgert» werden, welche nicht? Dies alles steht nicht einfach von Natur aus fest, sondern muss immer wieder neu ausgehandelt werden. Die Ergebnisse hängen neben der vorgegebenen geschichtlich-territorialen Trajektorie selbstverständlich von kulturell und ästhetisch geprägten Naturbegriffen der betroffenen Menschen (wenn man so will: deren Identität) ab und wirken umgekehrt auf diese zurück.²

Die kurze Diskussion meiner Fallbeispiele sollte zeigen, dass Fragen der (nationalen) Identität und kultureller Werte, mithin auch so etwas wie ein Begriff von Heimat, im Bereich der Umweltpolitik und -ethik wichtig sind. Der Titel des Schweizer «Bundesgesetzes über den Natur- und Heimatschutz» vom 1. Juli 1966 (Stand am 12. Oktober 2014) bringt diese Verschränkung augenfällig zur Sprache. Roger Scruton, der konservative englische Philosoph, hat in seinem 2013 erschienen Werk über «Grüne Philosophie» gut fünfzig Seiten explizit dem Thema «Heimat» (er verwendet den deutschen Begriff im Englischen!) gewidmet. Er hält Heimatliebe für eine wesentliche Voraussetzung von Umweltschutz. Seine zentrale These lautet, dass Menschen nur dem wirklich Sorge tragen, was ihnen nahesteht, mit dem sie verbunden sind, also der eigenen Heimat. Wenn das auch nur annähernd richtig sein sollte, wird die Frage, was wir unter Heimat verstehen sollten, auch umweltethisch zu einem zentralen Thema. Die oben erwähnten allgemeinen Bestimmungen des Heimatbegriffs («vertraut sein mit», «in Beziehung stehen zu», «zu Hause sein») implizieren nicht per se konservative Inhalte. Vielmehr wird es darum gehen, sowohl in menschlichen Gemeinschaften wie auch im menschlichen Verhältnis zur Natur eine Balance zwischen Innovation und Konservierung, zwischen Globalität und Verwurzelung zu finden.

Korrespondenz

Markus Huppenbauer
Ethik-Zentrum
Zollikerstr. 117
CH-8008 Zürich

E-Mail: huppenbauer[at]ethik.uzh.ch

2 Zur ausführlichen umweltethischen Diskussion des Problems der invasiven Arten (und auch des Begriffs der Heimat) vgl. Eser [2].

Referenzen

1. Birnbacher D. Natürlichkeit. Berlin, New York; 2006.
2. Eser U. Der Naturschutz und das Fremde. Ökologische und normative Grundlagen der Umweltethik. Frankfurt; 1999.
3. Huppenbauer M. Wenn Sumpfkrebse die Schweiz bedrohen. Umweltethische Aspekte biologischer Invasionen. In: Gesellschaft für ethische Fragen (Hg.). Arbeitsblatt. 2008; Nr. 47; Dezember 2008: 105–114.
4. O'Neill J, Holland A, Light A. Environmental Values. London; 2008.
5. Roger Scruton. Green Philosophy. How to Think Seriously About the Planet. London; 2013.
6. Singer P. Practical Ethics. Third Edition. Cambridge; 2011.
7. Taylor P. Respect for Nature. A Theory of Environmental Ethics. Princeton; 2011.